

die Umstrukturierung des katholischen Schulwesens in Niedersachsen annähernd wider? Oder: Werden die drei Sätze über die katholischen Privatschulen (S. 112 unten) wirklich der Bedeutung dieser Schulen in freier Trägerschaft gerecht? Aber derartige Verknappungen sind im Interesse des Gesamtüberblicks wohl unvermeidbar, und sie trüben auch nicht den Gesamteindruck.

Für jemand, den ein christliches Europa der Zukunft interessiert, ist es ein aufregendes Buch. In fast allen Länderberichten geht es um die tiefgreifende Wirkung des Zweiten Vatikanums. Man denke nur an Frankreich, wo eine fast revolutionäre, nicht nur positive Wirkung erzielt wurde, oder an Holland mit seinen Umwälzungen. Wie unterschiedlich sind gerade in diesem Bereich die Auswirkungen, wenn man z.B. Österreich und die Schweiz mit den skandinavischen Ländern – Island oder Finnland – vergleicht.

Gelingt es dem Herausgeber, die übrigen drei Bände ähnlich gelungen herauszubringen, dann dürfte „Kirche und Katholizismus seit 1945“ ein Standardwerk werden, das in keiner größeren Bibliothek fehlen darf.

Julius Seiters

Sabine Graf: Das Niederkirchenwesen der Reichsstadt Goslar im Mittelalter. Hannover: Hahnsche Buchhandlung 1998, 575 S., 1 Karte (Quellen und Studium zur Geschichte des Bistums Hildesheim; 5)

Das deutsche Denken hat immer irgend etwas mit dem Unterschied zwischen „oben“ und „unten“, „hoch“ und „niedrig“ zu tun. Blieben diese Kategorien moralisch unbewertet, also eine einfache Zustandsbeschreibung, wäre vielleicht nichts dagegen zu sagen. Zumeist aber verbindet man mit „oben“ das „Bessere“, mit „unten“ das „Normale“ oder „Alltägliche“. Das „da oben“ ist immer einer Beschreibung und Untersuchung wert, das „da unten“ eher nicht. Werfen wir einen Blick auf die Quellen: Auf der oberen Ebene, so scheint es, wird die zentrale Überlieferung unserer Geschichte gebildet. „Unten“, wo alles „normal“ läuft, fällt weniger Schriftgut oder, leicht moralisierend gedacht, weniger wichtiges und wertvolles Material an.

Solche Gedanken können entstehen, wenn man sich die Bibliographien zur Kirchengeschichte ansieht. An Publikationen zur Geschichte der Päpste und Bischöfe herrscht kein Mangel, ebenfalls nicht an Studien zu Stiften und Klöstern, geistlichen Anstalten also, deren Insassen nach der herrschenden Terminologie zum „höheren Klerus“ gerechnet werden. Zu den „niederer“ Kirche gehören demnach die Pfarrkirchen, Kapellen, Oratorien und Hospitäler, kurzum alle Einrichtungen, die sich um die Seelsorge an den Menschen kümmerten. Also die Stellen, an denen jeder Gläubige seinen Platz hatte und wo sich Kirche und Alltagsleben auf direkte Weise berührten. Gute Pfarrgeschichten oder brauchbare Überblicksdarstellungen über städtische Pfarrstrukturen sind, das ist unter den skizzierten Vorgaben nicht mehr verwunderlich, Mangelware. Erklärt wird dieser Mangel einerseits mit der oft schlechten und diffusen Quellenlage, und in der Tat ist es um die Pfarrarchive in den meisten deutschen Bistümern recht schlecht bestellt. Andererseits gibt es (bisher?) auch keine anerkannte wissenschaftliche Typologie für die Geschichte von Pfarreien und anderen „niederer Kirchen“, wie sie etwa für Kloster- und Stiftskirchen durch den Standard der „Germania Sacra“ entwickelt wurde.

Sabine Graf hat daher Mut gezeigt, als sie sich für ihre 1996 angenommene Dissertation das „Niederkirchenwesen in Goslar“ aussuchte. Umfangreiche bislang nicht ausgewertete Bestände des Goslarer Stadtarchivs und weiterer Archive bilden die Grundlage ihrer Arbeit, ebenso das an Nachrichten über Pfarren und andere Niederkirchen überraschend reiche Goslarer Urkundenbuch sowie eine letztlich doch sehr umfangreiche einschlägige Literatur (rund 250 Titel) waren dabei zu berücksichtigen.

Der erste Teil der Arbeit beschäftigt sich mit den Anfängen der Pfarrsprengel. Der früheste Beleg für eine Pfarrkirche stammt aus dem Jahre 1075 (wahrscheinlich St. Jakob), die älteren

Seelsorgeverhältnisse waren nicht zu klären. Am Ende des 13. Jahrhunderts verfügte Goslar nach genau beschriebenen Verhandlungen über fünf Pfarreien und damit mehr als im Mittelalter üblich war. Angedeutet werden die unterschiedlichen Ursachen von Pfarrgründungen: Seelsorgenotstände, aber auch Machtausübung und finanzielle Interessen konnten eine Rolle spielen.

Die den Pfarreien innewohnende unmittelbare und ausschließliche Berechtigung und Pflicht zur Seelsorge wurde ihnen immer wieder partiell bestritten. Auf unterschiedliche Art und Weise gelangten einzelne Kapellen (16 werden genauer beschrieben), Hospitäler und auch Klöster und Stifte an seelsorgliche Rechte und traten so in Konkurrenz zu den Pfarreien. Neben rechtlichen Fragen – die Pfarrei war und ist bis heute der Ort der regulären Seelsorge – waren hier auch finanzielle und administrative Fragen zu klären. Die Pfarrer selbst wurden teilweise durch die Pfarrgemeinden direkt gewählt und präsentiert, teilweise von Patronatsherren ausgesucht. Welche Schwierigkeiten da bisweilen auftraten, zeigt die lebhafteste, fast spannende Schilderung der Pfarrstellenbesetzung an St. Jakob in den Jahren 1512–1513. Ein Pfarrer, besser Kandidat, war von der Pfarrgemeinde gewählt worden, ein anderer behauptete, er sei vom Bischof zu Hildesheim als Pastor eingesetzt worden, und ein dritter gab wiederum andere Rechte vor. Es entwickelte sich ein schwieriger Prozeß, an dessen Ende sich der Kandidat der Pfarrei durchsetzen konnte. Fälle wie dieser waren im Mittelalter und der Frühen Neuzeit an der Tagesordnung, Pfründenjägerei und Simonie waren durchaus nicht nur Thema in Stiften und Klöstern.

Doch die Pfarrer waren nicht die einzigen Priester in einer Pfarrei. Die individualisierte Heilssicht, die komplette Verdinglichung der geistlichen Gaben und ihr Umrechnen in Mark und Pfennig führte seit dem Hochmittelalter dazu, daß jeder, der es sich leisten konnte, für sein persönliches Seelenheil und seine Rettung aus Fegefeuer und Hölle Meßstiftungen errichten konnte, um durch die regelmäßige Feier des Gottesdienstes auch allen Gnadengaben teilhaftig zu werden. Die Aufgabe der Feier solcher Messen übernahmen eigens dafür angestellte Priester, die häufig genug neben dieser Zelebration keine weitere Aufgabe in der Seelsorge hatten und unter der Bezeichnung „Vikare“, „Messpriester“, „Altaristen“ usw. eine besondere Priestergruppe bildeten. Der lesenswerte Abschnitt über die „Rechtsform der Altarpfründen“ führt die bunte geistliche Gesellschaft des Mittelalters in allen Nuancen vor. Fraglich erscheint allerdings, wieviel Sinn die oft sehr scharfsinnigen Überlegungen wirklich haben. Im Grund geht es bei allen juristischen Spitzfindigkeiten immer um dasselbe Thema: Jemand bietet Geld oder sonstiges Vermögen dafür, daß ein Priester gegen ein gewisses Salär an einem geweihten Ort für ihn die Messe liest. Der Aufgabenumfang ist durch einen jeweils ausgeklügelten Vertrag beschrieben, Aufsichtsrechte und -pflichten sind geregelt. Und was eine Stiftungsurkunde nicht regelt, dafür gilt das allgemeine Kirchenrecht. Es gibt ungeheuer viele Variationsmöglichkeiten dieser Themen. Beim Bierbrauen ist es ähnlich. Es gibt bestimmte Zutaten: Wasser, Gerste, Hefe, Hopfen und Malz, das „Reinheitsgebot“ (auch wenn es nachmittelalterlich ist) als Richtschnur und die Kunst der Braumeister, die aus diesen Zutaten hier ein dunkles, dort ein helles, hier ein starkes, dort ein recht laffes Bier brauen... Immer bleibt es Bier. Und auch der Zweck des Bieres bleibt immer derselbe: Es soll schmecken und dem Konsumenten Nutzen und Freude bringen. So scheint es mit den Altarpfründen auch zu sein. Sie sollen immer für ein Seelenheil vorsorgen, und dies ist immer angenehm und nützlich.

Eng verbunden mit dem rechtlichen Status der Altaristen war ihr wirtschaftlicher. Nicht überall reichte eine Stelle aus, um ein „standesgemäßes“ Leben zu führen. Die Kumulation mehrerer solcher Stellen in einer Hand konnte eine Folge sein. Dotations- und Besetzungsfragen werden von Graf in großer Zahl vorgestellt und mustergültig kommentiert, und bei aller ins Detail gehenden Spezialisierung bleibt der Haupttext doch immer sehr gut lesbar.

Die Organisation und Verwaltung des Kirchenvermögens steht im Zentrum des dritten Hauptteils der Arbeit. Seit dem frühen 14. Jahrhundert entwickelte sich die Pfarrgemeinde St. Jakob zu einem anerkannten Interessenverband mit eigenem Siegel der Pfarrgenossen und konnte Einfluß auf die Verwendung und Nutzung kirchlicher Finanzmittel nehmen. Damit

verbunden sind Themen wie die Herausbildung der Kirchenfabrik, Baulastfragen, die Beaufsichtigung vermögenswirksamer Handlungen durch die Kirchenpflegschaft der „Vormünder“ und die Entstehung einer gemeindlichen Kirchenaufsicht. Den Abschluß der Arbeit bilden tiefe Einblicke in das „religiöskirchliche“ Leben, bei der Graf unter anderem auf besondere Formen der Gottesdienste, die zunehmende eucharistische Frömmigkeit, die Prozessionen und Bruderschaften eingeht. Die Einführung der Reformation in Goslar im Jahre 1528 bildet den Schlußpunkt der Arbeit.

Die im Haupttext nur zu vermutende riesige Materialfülle bereitet Graf in mehreren Anhängen auf, verschiedene Namenslisten führen im Detail die archivischen und der Literatur entnommenen, Angaben zu einzelnen Kirchen, Kapellen, Pfarrern und sonstigen kirchlichen Personen auf. Ein großartiges Finale, das den Wert des gedanklich präzise geführten und mit seinen vielen Einzelergebnissen plastisch formulierten Werks erhöht. Es ist zu wünschen, daß diese Arbeit noch manchen Nachahmer für andere bedeutende Städte erfährt.

Josef van Elten

Karin Heise: Der Lettner des Hildesheimer Domes. Hildesheim: Olms 1998, 170 S., 86 Tafeln (Der Hildesheimer Dom. Studien und Quellen Bd. 2.1/ 2.2)

Die Monographie von Karin Heise über den Lettner des Hildesheimer Domes ist die überarbeitete Fassung ihrer in Münster bei Anton Legner entstandenen Dissertation. Es ist der zweite Band einer wissenschaftlichen Reihe „Der Hildesheimer Dom. Studien und Quellen“, die das Dom-Museum Hildesheim im Auftrag des Domkapitels herausgibt. 1996 erschien als erster Band zur gleichnamigen Ausstellung des Dom-Museums von Michael Wolfson „Der große Goldkelch Bischof Gerhards“.

Teil 1 der schmalen Bände im Format DIN A-4 enthält den mit 143 Abbildungen versehenen Textband, Teil 2 insgesamt 86 Bildtafeln, in der Mehrzahl schwarz-weiß Fotos sowie Funktionszeichnungen. Die sorgfältige Redaktion des Buches übernahm Dr. Elisabeth Scholz, Dom-Museum Hildesheim.

Der imposante Renaissance-Lettner wurde vom 1546 verstorbenen Domherrn Arnold Freitag für den Hildesheimer Dom gestiftet, wo er bis zu seinem Abbau 1942 stand. 1960/61 erfolgte die endgültige Neuerrichtung in der Antoniuskirche am Kreuzgang des Domes. Eingebettet in die Renaissance-Forschung wurde der Lettner seit 1915 (Forschung von Karl Döhm) als Werk der münsterischen Bildhauerfamilie Brabender bezeichnet.

Karin Heise erkannte allerdings als Desiderat eine umfassende Werkmonographie mit einer genauen Bestandsaufnahme des heutigen Zustandes und einer exakten künstlerischen und historischen Einordnung des bedeutenden Werkes. Daß lediglich eine Gesamtaufnahme des Lettners in Farbe zu Beginn des Tafelbandes verwendet wurde, mag in der heutigen Zeit zwar überraschen, stellt aber kein echtes Manko dar. Der steinansichtige Lettner ist monochrom, nur die bekronende Kreuzigungsgruppe ist farbig gefasst. Zudem werden viele Fotos des Vorkriegszustandes abgebildet, die nur schwarz-weiß vorliegen. So ist der optische Gesamteindruck zunächst etwas altmodisch, aber dem behandelten Werk angemessen.

Ein Blick auf die Gliederung der Arbeit zeigt, daß die Autorin sich ihrem Thema von verschiedenen Seiten nähert und möglichst alle Aspekte berücksichtigen wollte. Im Anschluß an einen Forschungsbericht behandelt sie den Erhaltungszustand und die Baugeschichte der Einzelteile des Lettners (Lettnerwand, Kanzel und Schalldeckel, Lesepultsäule, Pfeilerreliefs und Kreuzigungsgruppe). Es folgen kürzere Kapitel zur Datierung des Lettners und zum Stifter Arnold Freitag.

Im folgenden Kapitel über die künstlerische Gestaltung des Lettners bemüht sich Heise intensiv um den Nachweis von Motivvorlagen aus den bekannten Stichwerken der Zeit (z.B. Heinrich Aldegrever). Einen nächsten Schwerpunkt der Dissertation bildet die Einordnung